

Über Gelegenheitsgedichte.

(Ein Vortrag¹⁾).

von

R. R. Fritzsche.

Lessing vergleicht den Bibliothekar mit einem Kräutersammler. Für einen Kräutersammler gibt es kein Unkraut. Der Litterarhistoriker verbannt die Hochzeits-, Leichen- und Gratulationsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts aus seinem Garten, ein Bibliothekar darf sich dieser Gewächse annehmen. Es ist gesagt worden: „Die Carmina belasten die Bücherborde und bieten selten einen anderen Gewinn als einige genealogische Notizen zur Ausfüllung und Beglaubigung von Stammbäumen.“²⁾ Ich hoffe zu zeigen, daß mehr daran zu lernen ist. Schließlich verliebt man sich in jeden Stoff — die Mühe der Bearbeitung setzt sich in Wert um. Ich hätte dieses Thema nicht gewählt, wäre ich ungerührt geblieben von dem unermüdlichen Jubeln und Jammern, das mit der gleichmäßigen Gründlichkeit eines Landregens mich umrauschte, als ich die Carmina-Sammlung unserer Universitätsbibliothek ordnete und suchte. Die Stücke dieser Sammlung stammen zumeist aus dem Besitze Renatus Carl von Sendenbergs³⁾. Der beschauliche Mann ließ bedrucktes Papier nicht untergehen und hat aufgeschichtet, was er im Nachlaß des Vaters vorfand, was ihm als Studenten in Göttingen und Straßburg zu Händen kam, was die Verwandten in Frankfurt, im Braunschweigischen und in der schwäbischen Reichsstadt Eßlingen ihm zuschickten, was ihm hier in Gießen ins Haus getragen wurde. Man fürchte nun keine sogenannte Rettung nach der ästhetischen Seite; ich möchte den Gelegenheitsgedichten die Wohlthat historischer Betrachtung erweisen, auf die alles Menschliche vergangener Tage ein Unrecht hat. Es kann mir nicht beifallen, den Gegenstand in seiner ganzen Breite zu erörtern. Nur die hiesige Sammlung hat mir vorgelegen, nur ihr entnehme ich meine

Beispiele. Die kulturgeschichtliche Landschaft mußte ich dabei reichlicher ausmalen, als die Figuren des Vordergrundes zu verdienen scheinen. Soll uns doch ein geistig-geselliges Wesen nahekommen, das ohne Erläuterung dem Empfinden der Gegenwart fremd bleibt.

Wenn heut in bürgerlichen Kreisen eine Hochzeit gefeiert wird, da setzt sich wohl ein scherzhafter Onkel hin und verfaßt zu einer vollstimmlichen Melodie ein Tafellied. Ereignisse aus dem früheren Leben der Brautleute werden neckisch durchmustert, und die Tischgäste belustigen sich höchlich. Nehmen wir jetzt an, die Verse des Tafelliedes wären glatt und selbst die Reime rein, ein Genuß ist's doch nur für die Verwandten und Freunde, weil die Auspielungen nur ihnen verständlich sind — der Fall bleibt in seiner Besonderheit stecken — so ergibt sich keine Poesie. Das Hochzeitscarmen des 18. Jahrhunderts entbehrt des dichterischen Charakters aus der entgegengesetzten Ursache: weil es zu allgemein ist, es paßt auf alle Brautleute in der ganzen Welt. Welcher Art ist dies Allgemeine? Hören Sie:

„O Liebe! deinen Zärtlichkeiten,
Wenn sie ein fühlend Herz bestreiten,
Bleibt das besiegte Herz zu schwach.
Dein holder Zug belebt, o Liebe,
Auch eine kummervolle Brust,
Die Wehmut selbst verlernt das Trübe,
Wird heiter, scherzt, und fühlet Lust.“

„Du bildest nur der Menschen Glücke,
Du bist das seligste Geschicke,
Das wahre Freuden dauerhaft macht.
Du machst, daß zwo vereinten Seelen,
Die deine Reizungen vermählen,
Das heiterste Vergnügen lacht.
Dich flieht die Unlust. Keine Träne
Entstelt ein liebendes Gesicht;
Nur, wenn zu desto größer Schöne
Sie freudig aus dem Auge bricht.

Doch nur unedler Laster Feinde,
Der Tugend und der Wahrheit Freunde,
Beglückt des Himmels Gunst durch dich.
Wen himmlisch nicht dein Zug befelet,

Wer deinen edlen Zweck verfehlet,
 Entehrt die Tugend und auch sich.
 Und diese wird ihn nie verbinden,
 Er liebet, aber ohne Glück,
 Nicht seiner Wünsche Ziel zu finden,
 Entzieht sie ihm den günstigsten Blick.“⁴⁾

Tugend, Weisheit und Liebe schreiten daher in faltigen Gewändern mit ernsthafter Geberde. Laster, Unverstand und Wollust lehnen sich auf und werden herzhast abgeschlagen; die vornehmen Abstrakta pflegen nur Umgang untereinander, ihre Stellungen und Wendungen kehren immer wieder nach der Etikette. Lebendige Wesen haben dazwischen nichts zu suchen. Wer auch nur ein Duzend solcher Carmina gelesen hat, wird bei den folgenden keine Überraschung mehr erfahren.

Das deutsche Gelegenheitsgedicht ist ein Kind der neulateinischen Muse. Die Epithalamien, Trauerelegien und Gratulationen römischer Dichter wurden von den Humanisten nachgeahmt. Es gibt neulateinische Poesien, die lebendige Dichtungen sind — in Italien zumal und in den Niederlanden vernehmen wir „das wundersame Weiterklingen eines alten Saitenspiels“⁵⁾, im allgemeinen und besonders für Deutschland ist das nicht die Regel, da sind die lateinischen Carmina metrische Exerzittien, man setzt klassische Zitate wie Dominosteinchen; jeder Schulfuchs konnte das einüben und so kam man auch zu dem Glauben, daß Dichten überhaupt erlernbar wäre. Das Leben der Originale fehlte, aber das merkte man nicht in der Freude an der Korrektheit der lateinischen Versifikation. Nun durfte man hoffen, was in der fremden Sprache geglückt war, werde in der eignen nicht mißlingen.

Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts übertrug man die Gattung auf die Muttersprache, „die Zahl der Poeten wuchs ins Endlose, die ihrer Verse wetteiferte mit dem Sand am Meere“⁶⁾. Wir können das Gelegenheitsgedicht in doppeltem Sinne Übersetzung nennen: Übersetzung aus lateinischer Poesie und Übersetzung in deutsche metrische Prosa. Die deutsche Poesie ist zwischen den beiden verloren gegangen. — In wirklich poetischen Gebilden erscheint die Sprache in ihrem lebendigen Wachstum, der Dichtung schaffende Geist ist dem benachbart, der Sprache stetig neu erzeugt; der Gedanke hat sein Teil daran, aber das bestimmende Element liegt gleichsam zeitlich vor dem Gedanken. Auch gute

Prosa kann sprachschöpferisch wirken, doch das ist keine notwendige Bedingung ihrer Güte, es ist eine Tugend des Stils, die Prosa als solche bewegt sich in der geschlossenen Sphäre des Gedankens und diese ist bei der Poesie noch nicht abgelöst.

Zu solcher Poesie waren unsere Gelegenheitsdichter nicht befähigt, weil sie von der lateinischen Schulung her, also von außen an das Deutsche herantraten. Im Lateinischen schalteten sie mit einer fertigen poetischen Sprache, im Deutschen fanden sie nur eine fertige Prosa und löteten diese zur metrischen Form 7).

Auch die höher gerichtete Produktion begabter Dichter hat von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mit dieser sprachlichen Voraussetzung auskommen müssen. Dann hat es sich begeben, daß die metrisch gefaßte Prosa immer mehr poetischen Gehalt aufnahm und fast von sich aus Poesie geworden war, als die Quelle des Volksliedes, die man sonst nicht gesucht hätte, wieder erschlossen wurde. Von Weckherlin und Opitz über Fleming zu Christian Günther läßt sich dieser merkwürdige Gang unserer Literaturgeschichte beobachten. Die Renaissance hat uns den Umweg aufgezeigt, und eben deren Mißverhältnis zur eingeborenen Art erklärt es, warum die meisten Gelegenheitsgedichte so blutlos, so unlebendig sich darstellen.

Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt;
Nein einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt.

Der Schwächlichkeit der Begabungen wird durch die fremde Tracht nicht aufgeholfen. Im heimischen Wesen hätte sich wohl mancher glücklicher betätigt, wenn es solch ein Wesen als Bildung gegeben hätte. Man empfand das und man spürte eine unbestimmte Sehnsucht.

Aber die Entfremdung war zu tief, auf der Suche nach dem Populären stellt sich das Vulgäre ein und statt der erstrebten Natürlichkeit wird nur Naturalismus gewonnen. Die grobsinnlichen Kraftstellen in Hochzeitsgedichten des 17. Jahrhunderts sind zugleich direkte Folge und Kontrastwirkung zum hohen Pathos und zur gezierten Schlüpfrigkeit des Modestils. Jedenfalls sollten wir Vorsicht üben und nicht sofort aus solchen Derbheiten Schlüsse ziehen auf die sittlichen Zustände im deutschen Bürgertum. Ein Mandat des

Hamburger Senates vom 30. Martii 1658⁸⁾) verbietet das Drucken und Austeilen von Carmina wegen des Schimpfs und der ärgerlichen Dinge in den Hochzeitsversen, und es heißt ausdrücklich, daß dadurch „denen Hochzeiten mehr Ungemach und Unkosten als Will und Nutz entstehet“. Die Erscheinung ist wesentlich humanistischen Ursprungs. Der Humanismus hat nämlich durchaus nicht immer im akademischen Äther geschwebt. Der Plautus und der Petron durften so wenig verstauben wie Cicero und Virgil. Läßt doch sogar der gute Rektor Fälbel bei Jean Paul seine Gymnasiasten auf der Ferienreise „durch den ganzen Kirchenlamitzer Wald lateinisch fluchen und schwören“; „womit ich noch das Schimpfen verband“, setzt er hinzu. Derselbe Pädagog leitet die Schüler an, für ein Idiotikon (ein Dialektwörterbuch) der bereisten Gegend zu sammeln. „Der geringste Bauer wurde durch die Lieferung eines einzigen Provinzialismus zum Mitarbeiter daran angenommen. Ein solcher Idiot hilft sich nur durch einen Idiotismus, den er Gelehrten zinsset, wieder ein wenig aus seiner Verächtlichkeit auf“⁹⁾.“ So gehen auch die Gelegenheitsdichter zum Volke — sie botanisieren Idiotismen, sie freuen sich am starken Ausdruck und an der plumpen Deutlichkeit. Aber nur im 17. Jahrhundert ist das allgemein — mit der Sänftigung des literarischen Sinnes, mit der Wendung vom Barock zum Rococo verschwinden die typischen Anspielungen auf Flitterwochen und Kindersegens, oder sie treten so zahm auf, daß auch die Brüderie nicht mehr gängig wird¹⁰⁾.

Eine andre Art, zum Volkstum eine Beziehung zu suchen, ist die satirische. Man setzt das Volkstümliche aus sich heraus und entschuldigt sich gleichsam durch die spöttische Miene des Vortrags. „Die Frage, ob besser vom Land, oder aus der Stadt zu freien, erkühnte sich, bei glücklich getroffnem Bock- und Hastischem Hochzeitsfeste, welches den 3. Junii 1736 vergnügt vollzogen wurde, nebst schuldiger Gratulation mit poetischer Feder zu erwörtern des werten Hochzeit=Paars getreu ergebenster Bruder und Schwager H. R. Hast I. C. Gießen.“ Da die Braut aus der Stadt ist, wird die Frage natürlich gegen die Landnymphen entschieden. Die Nachteile bäuerlicher Gewöhnung schildert Hast in folgenden Versen:

Dann, worinn ist doch wohl ihr großer Fleiß zu finden?
Im Stall, daß sie die Kuh pflegt an die Kripp zu binden.
Und wann die Vieh=Matron im Feld beschäftigt ist,
Daß sie das Unter=Bett der Kinder reinlich mist:

Und dieses ist ihr Fleiß, der mir kein Geld einbrächte,
Und der im Gegenteil mich immer ärmer mächte.

Dann weil mich immerhin der spähe Eckel plagt
Und mich in jeder Sach an meiner Nase nagt,
So müßt ich, wollte sie in meine Arme lauffen,
Erst Mastrich, Balsam, Oehl und ungrisch Wasser kauffen,
Damit die Ohnmacht mich nicht gleich zu Boden schlug
Und mich auff Charons Rahn ins Reich der Toten trüg¹¹⁾.

Die rechte Satire muß sich mit ihrem Gegenstand ein wenig gemein machen. Es ist also anzumerken, daß die Blüte dieser Dichtungsform in jener Zeit einen Zug zum Volke verrät. Die verneinende Haltung deutet auf einen bejahenden Drang. Eben-
dahin gehört die Vorliebe für die Epistel. Bei der Satire haben sich ältere deutsche Überlieferungen zu Renaissancemoden gefunden — die Epistel ist Horazischer Herkunft, was sie empfahl, war der vertrauliche Ton zum Adressaten. Da konnte man klassisch bleiben und doch ein kräftiges oder gemüthliches Wörtlein sagen. Selbst die Lehrdichtung möchte ich unter diesen Gesichtspunkt rücken. Wenn die Muse zur Schulmeisterei sich hergibt, dann braucht sie nicht gar so feierlich zu tun. Der descensus ad captum auditorum, das Herabsteigen zur Fassungskraft der Hörer, ist jenem Wackeren nicht schwer geworden, der, als Joh. Herm. Benner, wohlverdienter Collega bei dem fürstlich hessischen Paedagogio zu Gießen, auf der weltberühmten Ludewigs-Universität am 13. Martii 1727 die längst verdiente Magister-Würde bei einer solennen Promotion erlangte, namens sämtlicher discipuli classici seine gehorsamste Ergebenheit bezeugen wollte.

Wir lesen da:

Dein Exempel zeigt uns, daß Plutarchus recht gesaget:
Wer um wahre Weißheit sich stets in seinem Fleiß bemüht,
Solcher habe Glück und Lohn, Ehr und Ruhm genug erjaget,
Weil an seiner Weißheit Baum stetig neue Ehre blüht.
Und es kann nicht anders seyn: dann was heißt philosophiren?
Nicht (so hast du uns gelehrt) abgeschmacktes spekuliren:
Nicht, wann man die Zeit verdirbt, und sich Kopff und Hirn
zerreißt
über Fragen, die man recht leeres Stroh und Thorheit heist
Rein: solch Wissen ist vielmehr eine Mißgebuhrt zu nennen,

Die zwar unter falschem Schein es der Weißheit nachthun will
Doch wird kein Philosophus solches Zeug als Weißheit kennen,
Weil doch keiner, der es liebt, kommt zum sonst-erwünschten Ziel.

(In dieser Anwendung des Ausdrucks „Mißgeburt“ bemerken wir einen Gießener Idiotismus.)

Es ist fast schmerzlich anzusehen, was die Leute sich abgemüht haben, um Reimereien zu Gedichten emporzuschrauben. Das konnte nicht gelingen, solange man die Poetik als ein Kapitel der Rhetorik betrachtete und nach der Vorschrift Christian Weises¹²⁾ „die meiste und gleichsam unerschöpfte Menge von inventionibus von den locis topicis (den Gemeinplätzen der Redekunst) hernahm“. Rhetorischer Gemeinplatz war ja auch das mythologische Inventar: vom Olymp und vom Parnass, aus dem Reiche Neptuns und dem Tartarus werden die Helfer entboten, und nicht nur in ihrer antiken Gestalt, auch in italienischer Gewandung — aus Guarinis arkadischen Hainen strömen die Götter und Nymphen ins deutsche Gebiet. Hören Sie, wie sich Apollo in Gießen benahm, als 1752 der Mediziner Ludwig Heinrich Leo Hilchen das Rektorat bekleidete.

„Apollo ist schon da; ein Chor gelehrter Söhne
Dringt seinem Führer nach: ein jauchzendes Gethöne
Erfüllt das Ohr der Luft. Er eilt nach seinem Thron
Und findet Dich darauf; kehrt freudig weg davon,
Da er des Scepters Krafft in Hilchens Armen findet,
Und rufft: Mein Ansehn ist durch ihn genug gegründet.
Der Helikon erthönt, und blickt entzückt auf Dich
Gepriesnes Musen-Haupt! die Tugend freuet sich;
Fleiß, Weißheit und Vernunft erweitern ihre Schranken
Und jedes will vor Dir um Rang und Vorzug zanken.“

Wer erfahren will, auf welche Art ein Dichter auch mit solchen Mitteln schaltet, der lese Paul Flemings großes Hochzeitscarmen „die siwländische Schneegräfin“¹³⁾ — da wird die Mythologie ausgiebig angewendet und wir erhalten doch ein zeitgenössisches Sittenbild von der jauchzenden Lebenslust flandrischer Maler. Den kleinen Talenten ward es nicht so gut, die hat der Apparat beengt und niedergedrückt; die Talentlosigkeit durfte sich spreizen und alles Rankenwerk selbstgefällig ausbreiten.

Erklügelter Witß gilt statt poetischer Erfindung. Begriffe, als Personen verkleidet, tanzen Menuett.

„O welch ein sanftentzückend Verwirren,
 Wenn Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit ringt!
 Und Liebe mit halblebendem Girren
 Der Liebe Inbrunst streichelnd umschlingt.“¹⁴⁾

Eine zopfige Anmut spielt in solchen Versen, aber es sind doch Redeb Blüten und Christian Bernicke¹⁵⁾ behält Recht mit seinem Epigramm:

Man findet, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
 Die unsre deutsche Vers anfüllen oder schließen,
 Mit dem Verstand und Sinn des Dichters überlegt;
 Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Die Allegorie, das erstarrte und dann künstlich bewegte Symbol, wird eifrig gepflegt. An den Namen der Gefeierten, an den Wappen der Familien, an den Jahreszahlen versucht sich tüftelige Deutelei. Dunkelheit ist dabei unausbleiblich, sie wird recht eigentlich aufgesucht — der Leser soll stutzen und sich Rats erholen — in den Anmerkungen. Wirklich, der Dichterling wird sein eigener Scholiast und tut sich auf die Zitate seines Kommentars vielleicht mehr zu gute als auf seine Verse. Heraldische, genealogische, antiquarische, selbst astrologische und alchymistische Belesenheit macht sich wichtig. War doch auch in den gelehrten Büchern der Text gar oft nur eine Zugabe der Noten. Gottlieb Wilhelm Rabeners¹⁶⁾ zielsicherer Spott kommt uns erst zum Bewußtsein, wenn wir die Welt kennen lernten, in der er sich langweilt. Sein Hindimar von Keflow fühlt sich recht auf der Höhe seiner Zeit, er überrascht die studierende Welt mit „Noten ohne Text“ und sagt in der Vorrede: „Leute, von denen man schwören sollte, daß sie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten geschaffen hätte; Leute, welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten und anderer berühmten Männer erklären, solche Leute sind es, die sich groß und furchtbar machen, und wodurch? durch Noten.“ Auf unserer werdenden Kultur lastete die Gelehrsamkeit, ein zur Wissenschaft noch nicht organisiertes Wissen sucht überallhin Abfluß. Die Scholastik war nie ganz überwunden, die Renaissance nie ganz angeglichen, man stand unter der Gewalt des Stofflichen. So ergab sich jener Pedantismus, den die Hofleute, der behenderen französischen Art und Ansicht zugewandt, von der Gestalt des Gelehrten unzertrennlich fanden. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sind wir zu einer schönen

Freiheit durchgedrungen, Wissen und Leben haben in der Bildung ein Verhältnis gewonnen; aber sehr schwer ist das Ringen darum gewesen. Das bezeugt uns ein so adeliger Geist wie Jean Paul, der sich selbst die Bürde von der Seele humorisiert im Hesperus: „Ich kenne die Deutschen: sie wollen, wie die Metaphysiker, alles von vorn an wissen, recht genau, in Großoktav und mit einigen citatis. Sie versehen ein Epigramm mit einer Vorrede und ein Liebesmadrigal mit einem Sachregister — sie bestimmen den Zephyr nach einer Windrose und das Herz eines Mädchens nach dem Regelschnitt.“¹⁷⁾

Beachten wir nur die schwierigen Bedingungen, unter denen unsere Kultur heranwuchs, so werden wir den Gelegenheitsdichtern geschichtlich zu gute halten, was wir glaubten ihnen ästhetisch nicht verzeihen zu können.

Aus der Gebundenheit des literarischen Wesens erklärten wir die Mängel dieser Poeterei, ihr Dasein soll uns weiterhin verständlich werden aus der Gebundenheit des Individuums in der Gesellschaft.

Der Territorialstaat hat sich eingerichtet unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges und auf den Trümmern seiner Verwüstung. Alle weltliche und kirchliche Gewalt ist darin beschlossen. Es gibt im Innern keine Politik, sondern nur Verwaltung. Die Liebe zum Vaterland heißt jetzt Gehorsam gegen die Obrigkeit. Sorglich sind vom Throne abwärts Ämter und Würden abgestuft. Der offizielle Mechanismus arbeitet um so geräuschvoller, je geistloser er funktioniert. Ein neu verliehener Titel ist eine große Sache, bei einem Jubiläum wissen sich die Bewohner des Helikon vor Entzücken kaum zu fassen. „Gelegenheiten“ die Fülle bietet vor allem der Fürst und sein Haus. Regierungswechsel, Einzüge, allerhöchste Verlobungen und Hochzeiten geben der ehrfürchtigen Muse genug zu tun. Die höfische Poesie hat eine lange Geschichte; was unsere Carmina kennzeichnet, das ist wiederum die humanistische Färbung. In jeder deutschen Residenz wird ein August, ein Titus oder Max Aurel bewundert. Das pflichtmäßige Mitempfinden fürstlicher Gemütsbewegungen ist zuerst in den italienischen Staaten der Frührenaissance aufgekommen¹⁸⁾; es wurde in Deutschland ein Bestandteil der Untertanentreue. Der Superlativ der Schmeichelei vermindert ihren Ernst, das Wiederkehrende und Übertreibende der Lobeshymnen schwächt den Eindruck. Hier ein Probe:

Die Hohe Gegenwart

Des

Durchlachtigsten Fürsten und Herrn

H E R R N

Carl

Regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg 2c.
 unsers gnaedigsten Beschützers und Herrn
 und

Ihro Ihro Koenigl Koenigl. Hoheiten Hoheiten
 Der Durchlachtigsten Herzogin und Frauen

F R A U E N

Philippinen Charlotten

Regierenden Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg 2c.
 unserer gnaedigsten Herzogin und Frauen
 und

Des Durchlachtigsten Fürsten und Herrn

H E R R N

August Wilhelm

Prinzen von Preussen und Marggraf zu Brandenburg 2c.
 besungen

Von einigen der Studierenden

auf der Julius Karls Hohen Schule zu Helmstaedt.

gedruckt bey Paul Dieterich Schnorrn
 Univ. Buchdr. 1751.

Folgt, Musen! den Trieben die euch bewegen!
 Frohlockt dem würdigsten Herzog entgegen!
 Jauchzt! Carl, Philippine und Wilhelm sind da.
 Erhebet in jubelierenden Choeren
 Dies Fest, und laßt die Nachwelt noch hoeren
 Daß Helmstaedt nie in sich ein praechtigers sah.
 Carl selbst erhizzet die freudigen Triebe.
 Er unser Vater, entflammet durch Liebe
 Mit Ehrfurcht die Herzen der Sterblichen an;
 Er baut der Tugend geheiligte Tempel,
 Und ehrt sie der Welt zum würdigen Exempel,
 Vor Ihm flieht der Bosheit töfftischer Bahn.

Wie unter Apollens güldenem Scheine,
 In Helicons zauberisch grünendem Hayne
 Den Musen ein ewiges Opfer gebrandt;
 So glaenzt hier die Weisheit in aedelen Zügen,
 El mire hilft ihr die Herzen besiegen,
 Und beyde beschütztet Carls seegnende Hand.

Erhoehet sieht sie sich durch Philippinen.
 Der Geist durchdringt die erhabenen Minen
 Der grossen Gemahlin des gütigsten Herrn;
 Sie selbst windt der Tugend belohnende Kraenze,
 Das Laster verbannet, scheut Jhres Lands Graenze,
 Es haermt sich, verzweifelt und stirbt von Jhr fern.

Sieh schenkt und bewacht den frohen Provinzen
 Den Jhr und Dir, Herr! so aehnlichen Prinzen,
 Sie leitet die Pfaender vom glücklichsten Bund;
 Jhr zaertliches Herze übt Menschen Liebe,
 Sie fühlet wahrhaft fürstliche Triebe,
 Sie selbst wird durchs Unglück der Bürger verwundt.

Mit Jhr durch gleiches Geblüte belebet,
 Herr! den das Schicksal einst würdigst erhebet,
 Zeigst Du den Reichen den aedelsten Geist;
 Nach Dir verlangen schon schimmernde Cronen,
 Die das Geschicke, die Großmuth zu lohnen
 Dir unter glücklichen Zeichen verheißt.

So jauchzen jezt unsere freudigen Toene,
 Carl! sieh uns der Musen geweyhte Soehne,
 Entzücken und Wollust führt unser Chor;
 Du selbst bist der Schoepfer des reinsten Vergnüen,
 In dem sich Helmstaedts Bewohner jezt wiegen,
 Dein Blick hebt unsere Freuden empor.

Mit Dir bringst Du Heere Glückseligkeiten,
 Durch die Du, Dein würdiges Lob zu bereiten,
 Die wartenden Bürger von Helmstaedt beglückt.
 O Herr! dies Fest laß uns oeffter erquicken!
 Begeistre mit Deinen seegnenden Blicken
 Elmiren¹⁹⁾ noch oft die Du heute entzückt.

Solch ein gepriesener Monarch und Musenhort hatte vielleicht außer despotischen Neigungen — nur galante. Gerade darum war es nützlich, das Idealbild eines Fürsten wenigstens aufzustellen. Allgemach führte der rhetorische Überschwang die reale Forderung herauf. Zudem — die Person des Fürsten wird fast unerheblich gegenüber dem Schutz, den die Tatsache seiner Souveränität in trüber und wüster Zeit der geistigen Kultur gewährte. Um aufzuatmen und zur Ruhe zu kommen, klammerte man sich fest an die bestehenden Mächte.

So fassen wir auch den Zusammenhalt der Familie, wie ihn die Carmina uns erläutern. Ein angesehenen Mann feiert den siebenzigsten Geburtstag — Kinder, Schwiegerkinder, Enkel, Bettern, Neffen und Nichten überreichen ihre Preisgedichte — das geht manchmal in die zwanzig Nummern, bestellte und bezahlte Ware, die Poesie hat keinen Ertrag davon, aber die Drucke werden in der Stadt verteilt, das Bürgerhaus repräsentiert sich — gebührendermaßen. Bedenken wir die Notigkeit jener Tage, so staunen wir über den Luxus der typographischen Ausstattung, das war gewiß sehr unökonomisch, und doch — es lag darin der Anspruch an ein höheres Dasein und dieser Anspruch hat seine Erfüllung gefördert. Die Familie gibt sich wie ein Staat, der Staat wie eine Familie. Jedem Menschen wird sein Platz angewiesen. Es könnte alles aufs beste geordnet scheinen. Doch ist's eine Ordnung gleich der des Wolffschen Systems der Philosophie, nicht ein Ausdruck organischen Zusammenhangs. Unter dieser Treppe einer Gesellschaft nun wuchs die wirkliche Gesellschaft heran, die Bürokratie selbst birgt ein rationalistisches Element, das auf den Vernunftstaat hindeutet; der Respekt im Privatleben mußte zu freierem Vertrauen überleiten und die Hochachtung von Amt und Alter hat am Ende gelehrt, persönlichen Wert zu verlangen. Die Kultur eines Volkes sogut als der Einzelne reißt von außen nach innen nicht weniger wie von innen nach außen, es findet da eine Wechselwirkung statt und der Anteil der wirkenden Kräfte läßt sich schwer bestimmen. Gustav Freytag gewahrt an diesem Menschen um 1750 ein Bedürfnis, „innere Armut durch äußeren Schmuck zu verbessern²⁰⁾.“ Ja, eben dies Bedürfnis nach Schmuck beweist, daß man auch innerlich nicht völlig verarmt war.

Wieviel der feierlichen Gelegenheiten! Mancher Würdenträger wird zu jedem Neujahr und zu jedem Geburtstag mit neuen Versen beglückwünscht — uns scheint das Treiben äußerlich und monoton

— aber diese Wiederkehr verherrlichter Anlässe gliederte das graue Leben, dieser Formalismus hat die Form gerettet.

Wie waren die Reichsstädte herabgekommen und wie hoch klingt dort das Lied vom neu gewählten Bürgermeister und Schöppen. Aller Glanz von Athen, Rom und Florenz sammelt sich auf Eßlingen. In ihrer Bedrängnis und Dürftigkeit rücken die Leute zueinander und suchen Erbauung in vorgestellter Anmut und Kraft.

„Man zog den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber²¹⁾.“ Das war der Geist der hohen Schulen unter dem Zeichen der Eloquenz. Eifrige Scholaren, des Herrn Professors Tischgenossen und Zuhörer, empfehlen den unvergleichlichen Mann der spätesten Nachwelt.

„Beglücktes Land, in dessen Gränzen
Recht, Wissenschaft und Wahrheit glänzen,
So steigt dein wachsend Heil empor.
So wird dein Tempel der Gelehrten
Ein Haupt-Siz teutscher Musen werden.
So steigt der Künste Preiß und Flor.
So wird in noch entfernten Tagen,
Der Enckel einst den Enckeln sagen:
Seht unsrer Zeiten Treflichkeit
Verdanken wir der Väter Zeit.

O Tiber, dein verlohrnes Glück
Schenkt unserm Strand nunmehr die Blicke,
Die Blicke Deiner goldnen Zeit.
Augustus herrscht. Das Lahngestade
Blüht bei des frömmsten Fürsten Gnade,
In Rosen und in Sicherheit.
Augustus lebt. Erhöhtes Heßen!
Wo kannst du dessen Guld ermessen?
Der deine Zierde, deine Pracht,
In solchen Lehrern sichtbar macht²¹⁾“.

Friedrich v. Hagedorn, in hanseatischer Luft freier erwachsen, durch seinen Shaftesbury heiterer gebildet, hat die Maschinerie gelehrten Ruhmes mit komischem Ernste bloßgelegt.

„Es keimt und sproßt die Saat der Dankbarkeit
In Zeitungen, und wächst in Monatschriften.
Ein werther Freund belehrt die Folgezeit,
Und zeigt uns selbst, wieviel wir Gutes stiften,
Und dich ermahnt sein süßes Lobgedicht,
Germanien, zu der Bewundrungspflicht“²³⁾).

Nun, ich glaube, die Zeitungen und Monatschriften haben mehr ausgerichtet als das Lobgedicht. Denn das drang über das Weichbild selten hinaus. Am 24. April 1762 schreibt Thomas Abbt von Rinteln an den Kammergerichtsrat Gause²⁴⁾: „Ich könnte Ihnen wohl ein Gedicht schicken, das hier herausgekommen ist und bei Gelegenheit des Abzuges eines treueifrigen Kirchenlehrers gemacht worden: aber Rintelsche Gefänge gehören nur für Rintelsche Ohren, ohngefähr so wie jedes Tier seine eigne Weise hat.“ Gravitätisch zieht die studentische Muse ihre breite Straße; kein Ton klingt da hinein von der Urwüchsigkeit des Pennalismus. Die deutschen Carmina sind hier noch mehr als anderswo rhetorische Übungen gleich den lateinischen Prunkreden. Das bleibt zu bedenken, wenn man die darin ausgedrückten Empfindungen beurteilt. Die ersterbende Demut der Verfemacher berührt uns lächerlich oder ärgerlich, auch den Zeitgenossen ist sie durchaus nicht selbstverständlich gewesen. Rabener²⁵⁾ glossiert die häufig wiederholte Floskel: „mit Zittern wagte mein Kiel“ (heute sagt man dafür: „Nicht ohne Zaudern ergreife ich die Feder.“) „Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schäferin, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Tieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Silbenmaße zu gefallen.“

Rabener ist ein Narrikist von hohen Gaben. Darum darf man ihn nicht wörtlich verstehen, wenn er den Gelegenheitsdichter beim Worte nimmt und eine Artigkeit, eine entfesselte humanistische Metapher zurückführt auf ihren ursprünglichen Sinn. Rabener erscheint mir dadurch so bedeutend, daß in ihm ein erstarktes bodenständiges Kulturbewußtsein die Puppenhülle schülerhafter Renaissancebildung abstößt. Aber wir wollen es nicht vergessen, jener philiströs verfrüppelte Humanismus hat uns ein Jahrhundert

lang vor der Barbarei behütet und die Humanität vorbereitet. Auf Wahrheit des Empfindens dringt der Satiriker. Die Stunde dafür war wieder einmal gekommen. Denn nicht überall und immer ist diese Wahrheit erreichbar. Sie steht in einem stetigen, wechselvollen Bezug zur Möglichkeit, sie auszudrücken, das will sagen zur Entwicklung der Sprache und des Denkens. Bald ist das Empfinden voraus, bald der Ausdruck; sie hemmen und fördern einander, bis für kurze beglückte Zeiten Gleichmaß und Gleichgewicht sich herstellen²⁶⁾.

Sehen wir jetzt zu, wie es dem Gelegenheitsgedicht erging, während unsere Gesittung solch einer Epoche entgegenwuchs.

Die Entwicklung der deutschen schönen Literatur finden wir in der Gelegenheitsdichtung mit gröberen Linien nachgezeichnet. In gemessenem Abstand folgt das Carmen den Fortschritten der höheren Region. Da unten auf der weiten Ebene schwelgt man noch in Lohensteinschem Schwulst und Hoffmannswaldauscher Süßigkeit, als droben schon Gottsched regiert, und Klopstock hat längst im neuen Ton gesungen, derweil immer noch kalte gezirkelte Alexandriner zu Hochzeiten aufwarten und Leichenzüge begleiten. Allmählich rückt man nach — Ewald Christian von Kleists „Frühling“ bringt den Hexameter mit der Vorschlagssilbe auch für die Carmina in Übung, die seraphische Ode klingt in matten Widerhall, auch Barden und Druiden ziehen vorüber, und schließlich scheint man wirklich den Anschluß an die hohe Literatur erreicht zu haben. Eben damit gelangte man zum Abschluß der Gelegenheitsdichtung überhaupt. Mancher von uns hat wohl in jungen Jahren mutig Verse gebaut und etwas davon gehalten — dann kam er zum Verständnis der großen Dichter und ihm verging die Lust, sich weiter zu versuchen.

So geschah es hier: vor dem Glanz der persönlichen Offenbarung unseres klassischen Zeitalters ist das Dichten als Sitte und Handwerk verblühen²⁷⁾. Der gegenüber der erhabenen Aufgabe „zitternde Kiel“ — sahen wir vorhin — war eine Redefigur und weiter nichts — es spricht aber andächtige Scheu vor dem Geheimnis der Poesie in einem Gedicht, das um 1770 in Straßburg dem Andenken eines jungen Mediziners gewidmet wurde²⁸⁾.

Hast du, Natur! mir Genius versaget,
Zu singen ein unsterblich Lied,
Das, trotz dem Neid, der alles naget,
Im Lob des Enkels blüht;

So prägtest du doch gütig meinem Herzen
 Gefühl und die Empfindung ein,
 Bei meiner Brüder Tod und Schmerzen
 Nicht ungerührt zu sein.

Erhaben bist Du über unsre Lieder,
 Und unser Lied für Dich zu schwach;
 Es schallt dein Lob im Himmel wieder,
 Und wir — wir stammeln nach.

Unter den Darbringern steht der Name Franz Verse. Er ist Ihnen vertraut aus „Wahrheit und Dichtung“. —

An Goethes Tafelrunde war der Genius keine Phrase mehr. Goethe hat später bekannt, „daß alle seine Gedichte durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheiten aufgeregt worden sind²⁹⁾“. Da tritt nicht mehr äußerliche Kunstform zum äußerlichen Anlaß. Die Kunst ergibt sich durch die Verinnerlichung der Gelegenheit zum Erlebnis.

Auch die feste Architektur einer gestaffelten Gesellschaft verfiel just zu derselben Zeit, als dem Gelegenheitsgedicht die literarischen Voraussetzungen entzogen wurden. Die französische Revolution ist ja nur der historisch-politische Ausdruck einer Umwälzung des europäischen Geistes, der lastendes Herkommen von sich weist. Das Gelegenheitsgedicht geht auch hier den Strömungen gemächlich nach. Pietismus, Aufklärung, Genietum kommen zu Worte n a c h einander und friedlich bei einander — selbst in diesen Zeugnissen der Bescheidenheit verspüren wir den zunehmenden Mut einer neuen Ansicht menschlicher Dinge. Zum Neujahr 1791 hat ein Ungekannter dem Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt das folgende Gedicht gewidmet. Der Tod Josephs II. und die Annahme der Verfassung durch den König in Frankreich sind das große Thema des Tages.

In das Meer vergangner Ewigkeiten
 strömt hinab auch dieses Wunderjahr:
 von den ältern und den neuern Zeiten
 eins der Größten, das die Welt gebart!
 Raum begonnen, wehe uns! so steigt
 Joseph von der Erdenbühne ab,
 Der er sich so menschlich schön gezeiget,
 findend, was er hier nicht fand, im Grab.

Izt bedrohn mit blutigem Kampf und Siege
 Preusens Heere unser deutsches Land; —
 Doch es reichen, Heil! noch vor dem Kriege
 Leopold und Wilhelm sich die Hand.

Und der goldne Frieden kehret wieder
 mit der Krieger Haufen schön zurück,
 und von Millionen tönen Lieder
 zu der Gottheit Dank für dieses Glück.

Dort, wo seit Jahrhunderten Despoten
 mit der Menschheit Rechten unbekant
 einem edlen Volke Trotz geboten
 Das zu lang schon unterm Druck sich wand:

Wo Verdienst vergebens eine Gabe
 von dem Despotismus sich erbat
 Der Gewissensfreiheit, Gut und Habe
 höchst vermessen ach! mit Füßen trat:

Dort erhebt, Tyrannen zum Entsetzen,
 sich ein Vaterlands Altar empor,
 Wo ein ganzes Volk Erst den Gesezen
 dann dem König zu gehorchen schwor.

Hier — welch Gegenbild zu jenem? — wählen
 deutsche Fürsten sich ein Oberhaupt,
 Das, wie alle ächten Fürstenseelen,
 auch an Menschenrecht und Wohlthun glaubt.

Friedlich zieh'n dort Engellands Geschwader
 ohne Schwerdschlag in die Häfen ein
 und der Schweden und der Russen Hader
 soll, zu beider Frommen, nicht mehr sein.

Weise Menschenfreunde, seht! bereiten
 armen Negern dort ein besser Loos,
 und man geht mit Ernst von allen Seiten
 auf den Gipfel der Vollendung los.

Und fürwahr! in groß' und kleinen Staaten
 drängt's und treibt's bald mehr, bald minder sich,
 Daß, so reich an wahren hohen Thaten,
 keins der vor'gen diesem Jahre glich! —

Doch was soll die bange Trauer-Zähre,
was, o Vaterland! Dein Jammerton? —
Ach! sie fließt zu Vater Ludwigs Ehre
Der auf ewig Seinem Volk entflohn!

Stille Deine Zähren, Deine Schmerzen —
Danke Gott an Vater Ludwigs Grab,
Daß er Dir mit einem Fürstenherzen
Deinen zehnten Ludwig dafür gab!

Welche Aussicht öfnet Deinem Blicke
unter Seiner Vaterleitung sich?
und zu welchem nie empfundenem Glücke
führt Er sicher in der Zukunft Dich? —

Heil Ihm denn auf Seinem Herrscherpfade
für diß Jahr und für Sein Leben — Heil!
und uns Allen werde Seine Gnade,
Ihm das höchste Erdenglük zu Theil!

Heil der Landesmutter — Heil Luifen!
Die so vieles Glük uns schon gewährt!
Ewig werde Sie von uns gepriesen,
für Ihr Mutterherz von uns verehrt!

Heil den holden Erben Ihrer Tugend! —
Ihnen müsse ungetrübt und rein,
immer neu und schön, wie Ihre Jugend
jedes Jahr von Ihrem Leben sein!

Albertinen³⁰⁾ Heil und jeden Segen
der das Alter froh und lieblich macht!
Jedem Fürstensprossen Heil und Segen,
der für Hessens Wohl und Glücke wacht!

Heil und Segen einem jeden Stande
der das Seine treu und redlich thut!
Heil und Glük dem ganzen Vaterlande
Das in Ludwigs Armen sicher ruht!

Nicht wahr, da schimmern alle Farben des Menschentums und der Menschenliebe, die Huldigung für den Landgrafen und die landgräfliche Familie sieht wie ein Anhang, wie ein höfischer Schnörkel aus. Das Gedicht bedeutet dem Verfasser mehr als die Gelegen-

heit; der neue Gedankengehalt aber wurde der ganzen Gattung so verderblich wie die neue Vertiefung des Empfindens. Und so ist der Brauch mit dem neunzehnten Jahrhundert aus der Öffentlichkeit verschollen; nur in manchen Schulen hat man — auf lateinisch und auch auf deutsch — diese nützlichen exercitia eine Zeit lang weiter betrieben. Sie kennen die Erzählung: „Schülerliebe“ von Franz v. Gaudy. Der Bögling der Pforte wälzt den gradus ad Parnasum und blickt dazwischen verliebt nach der Nichte des Professors Triptolemos.

Die Romantik spielt schon mit dem Gegenstand. Damit ist der Gelegenheitsdichtung der Totenschein ausgestellt. Ich suchte historisches Verständnis. Wer verstehen will, der soll nicht schelten. Der Carmineser auch von der traurigsten Gestalt hat doch an die Muse geglaubt, die ihm ihre Gunst versagte. Und solcher Glaube, durch schlimme Zeiten hindurch treulich bewahrt, ist uns zum Segen geworden ²¹⁾.

Anmerkungen.

¹⁾ Viele von meinen Zuhörern wünschten den Vortrag noch einmal als Leser aufzunehmen. Ich biete nur eine Skizze; wichtige Linien sind kaum angedeutet. Wer sich künftig an eine Monographie über das Gelegenheitsgedicht heranwagt, findet hier einen Beitrag zu Vorstudien.

²⁾ Vgl. J. M. Lappenberg in seiner Ausgabe von Laurenbergs Scherzgedichten. (Stuttgart 1861) S. 235.

³⁾ Vgl. die als Festschrift der Universität erschienene Biographie Senckenbergs von Hermann Haupt. (Gießen 1900.)

⁴⁾ Aus einem Gedichte, daß C. J. H. Bauer und C. J. Süllow in Helmstädt am 24. Sept. 1754 zum Henningischen und Fischerischen Hochzeitsfeste darbrachten.

⁵⁾ Vgl. Jac. Burckhardt: Die Cultur der Renaissance in Italien. I⁸ S. 280. — Vgl. auch Zoo Bruns: Vorträge und Aufsätze (München 1905) S. 386.

⁶⁾ Vgl. Lappenberg a. a. O. (vgl. Anm. 2).

⁷⁾ „Das Jahrhundert von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten war das goldene Zeitalter der Prosa, und soviel wir mit dieser Zeit ihrer poetischen Kezereien wegen auszumachen haben, zugestanden muß werden, daß wir in der Prosa an ihr hinaufsehen müssen. Was Geschmack und Adel, was Klarheit und Metallglanz, kurz was Männlichkeit des Stils betrifft, ist diese Zeit nicht wieder erreicht worden. Man begreift, wie es damals das höchste Lob eines Gedichtes sein konnte, es sei fast so schön wie gute Prosa.“ C. Justi, Winkelmann. I² S. 224.

⁸⁾ Ausführlich zitiert von Lappenberg a. a. O. (vgl. Anm. 2).

9) „Des Rectors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“ bildet das vierte der dem „Quintus Siglein“ angehängten Jus de tablette.

10) Diesen Eindruck gewann ich aus der mir vorliegenden Sammlung.

11) Man erinnert sich an den Βοηκολισκος (Theocr. XX), wo freilich die Rollen anders verteilt sind.

12) Vgl. Koberstein L. G. II S. 198.

13) Bd. I S. 94—100 der Ausgabe der deutschen Gedichte Flemings von J. M. Lappenberg. (Stuttgart 1865.)

14) Aus einem Gedicht, dem Helmstedter Orientalisten Anton Julius von der Hardt zur Prorektorenwürde den 25. des Brachmonats 1749 dargebracht.

15) S. 228 der von Bodner besorgten Ausgabe. (Zürich 1749.)

16) Vgl. G. W. Rabeners Satiren. Zweyter Theil. Leipzig. Gottfried Dyck. 1761. S. 301.

Im Vorbericht seiner „Moralischen Gedichte“ (Hbg. 1750. Auch im 1. Bd. der Gesamtausgabe Hamburg 1800 p. XVIII sqq.) sucht Hagedorn Recht und Maß der Anmerkungen zu eigenen Poesien zu bestimmen und beruft sich dabei auf französische Autoritäten.

17) Zu Anfang des zweiundzwanzigsten Hundsposttages, vgl. auch Herder „Über Thomas Abbt's Schriften“ [1. Stück] III.

„Ich will nicht die alten Züge wiederholen, mit welchen man den Wort-, Bücher-, Schul- und Stubengelehrten lächerlich zu machen pflegt; denn die Satire über diese Leute ist wegen ihrer Leichtigkeit so sehr zur Mode geworden, daß wir beinahe lieber den Schulgelehrten selbst als seinen Stachelrichter hören wollen, da ohnedem, was noch ärger ist, oft beide sich in einer Person vereinigen.“ (Bd. II S. 268 der Suphanischen Ausgabe.) Die Franzosen hatten früher gelernt, à préférer un petit ouvrage bien raisonné à un gros volume bien savant; Buffon findet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Deutschen darin rückständig: „J'ai été frappé, en parcourant cet auteur (Aldrovande), d'un défaut ou d'un excès qu'on retrouve presque dans tous les livres faits il y a cent ou deux cent ans, et que les savants d'Allemagne ont encore aujourd'hui; c'est de cette quantité d'érudition inutile dont ils grossissent à dessein leurs ouvrages, en sorte que le sujet qu'ils traitent est noyé dans une quantité de matières étrangères.“ Frankreich dagegen laufe bereits Gefahr „à imaginer que l'esprit peut suppléer à tout, et que la science n'est qu'un vain nom.“ (De la manière d'étudier et de traiter l'histoire naturelle [Hist. nat. Paris 1769. vol. I p. 37 sq., p. 40].)

18) Jacob Burckhardt, Cultur der Renaissance. I^o S. 56.

19) Der Elm ist ein Höhenzug zwischen Helmstedt und Wolfenbüttel, Elmira also die für diesen Bezirk zuständige Dreade.

Über den Herzog Karl I. von Braunschweig, den Schwager Friedrichs des Großen, vgl. den Artikel P. Zimmermanns in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ Bd. XV. S. 266—272.

20) In den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Bd. V^o S. 145.

21) Goethe im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“. (In der Sophienausgabe [Abt. I.] Bd. 27 S. 72.)

²²⁾ Aus einem Gedicht, das dem Mediziner Ludwig Heinrich Leo Hilchen zum 6. Januar 1752 von Studierenden dargebracht wurde.

²³⁾ In dem Gedicht: „Der Gelehrte.“ (Moralische Gedichte. Hamburg 1750. S. 87 ff. Poetische Werke. Hamburg 1800. Bd. I S. 79 ff.)

²⁴⁾ Vgl. Thomas Abbt's Vermischte Werke. Fünfter Theil. Berlin und Stettin 1780. S. 128.

²⁵⁾ a. a. D. S. 307 (vgl. Anm. 16).

²⁶⁾ Das hat Justus Möser fein bemerkt und tief bedacht. Vgl. seinen Aufsatz: „Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange“ in den „Patriotischen Phantasien“. Vierter Theil. S. 3 ff. Berlin 1786.

²⁷⁾ Ist's eine Regel, daß der Dilettantismus zurückweicht, wo immer eine Kunst zur höchsten Betätigung gelangt? Die Zeitgenossen der Marquise von Châtelet spielten auch experimentell mit physikalischen Problemen; die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert hat den tändelnden Versuch von dannen geschleucht. Auch üben sich wohl Liebhaber heute nicht mehr so mutig wie noch zu den Zeiten der Romantik in Etymologien und mythologischen Parallelen.

²⁸⁾ „Empfindungen der Freundschaft bei dem Grabe des würdigsten Freundes Herrn Grauel d. A. B. Kandidaten (sic!) von M. F. Böhm, M. L.; R. S. Gerhardi, J. L.; F. C. Lerje, Th. C.; G. B. Löchner; J. F. Mofeder, M. C.; F. L. Weyland, M. L.; M. L. Wilhelm, I. U. C. Straßburg, bey Jonas Lorenz, Buchdrucker. Mit Approbation.“ 4 S. [mit der Titelseite].

²⁹⁾ In den Noten zur „Harzreise im Winter“.

³⁰⁾ Marie Louise Albertine, Witwe des Landgrafen Georg Wilhelm.

³¹⁾ „Mag der Abstand von geistloser Versmachelei bis zur wahren Poesie noch so groß sein; auch der geistloseste Mißbrauch der metrischen Formen ist gewöhnlich ein Beweis mißlungener Bestrebungen, da anzukommen, wohin nur die Kraft der Gedanken des wahren Dichters reicht.“

Friedrich Bouterwek. Aesthetik II². Göttingen 1815. S. 54.